

»Sie sind Sklaven«

In Libyen werden Flüchtlinge als Bauarbeiter und Hausdiener verkauft. Berichte aus einem Land, in dem Zwangsarbeit zum Alltag gehört **VON CATERINA LOBENSTEIN**

Lamin, Asylbewerber: Ich bin aus Gambia geflohen, über den Senegal, Mali, Niger und Libyen, und dann übers Meer nach Italien. Hätte ich gewusst, was mich in Libyen erwartet, ich hätte mich wohl nie auf den Weg gemacht.

Anja Batrice, Ärztin: Viele Menschen, die über Libyen fliehen, sind ungeschult und tragen Spuren schwerer Misshandlung. Ich habe drei Monate für Ärzte ohne Grenzen auf einem Rettungsschiff vor der libyschen Küste gearbeitet. Einmal habe ich einen Mann behandelt, der brachte noch 35 Kilo auf der Waage. Andere wurden mit Stöcken und Elektrokabeln geschlagen, sie hatten streifenförmige Narben auf dem Rücken. Ein Mann, ein junger Nigerianer, hatte verstümmelte Hände, man konnte die Finger nicht mehr erkennen, da war nur noch Narbengewebe. Er erzählte, er sei von bewaffneten Männern mit Benzin übergosen und angezündet worden. Er hatte Verbrennungsspuren am ganzen Körper.

Lamin, Asylbewerber: Ich hatte gedacht, Libyen sei nur eine kurze Zwischenstation auf meiner Reise nach Europa. Tatsächlich hing ich monatelang dort fest. Uniformierte Männer haben mich auf offener Straße geschändet, haben mich getreten, geschlagen und eingesperrt. Um freizukommen, sollte ich Geld zahlen. Weil ich keins hatte, musste ich für sie arbeiten.

Othman Belbeisi, Internationale Organisation für Migration (IOM): Migranten werden in Libyen gehandelt wie eine Ware. Wenn sie die libysche Grenze überqueren, werden sie oft von den Schleppern festgehalten – und als Arbeitskräfte verkauft. Es gibt regelrechte Sklavenmärkte.

Lamin, Asylbewerber: Die Männer haben mich auf eine Baustelle am Stadtrand von Tripolis geschickt, ich sollte Steine schleppen. Später kam ich als Hausdiener zu einer libyschen Familie. Ich musste Terrassen scrubben, Wäsche waschen, Toiletten putzen. Ich habe von früh bis spät gearbeitet, oft bis nachts. Dafür habe ich zu essen bekommen, mein Nudel. Manchmal verdiente ich Geld, aber nicht regelmäßig, und ich wusste nie, wie viel. Der beste Lohn, den ich bekam, waren fünf Dinar pro Tag, etwa drei Euro.

Anton Shakouri, Flüchtlingshelfer: Der Übergang zwischen freiwilliger Arbeit und Sklaverei ist in Libyen fließend. Die meisten Flüchtlinge wollen arbeiten. Arbeit bedeutet: aus den Lagern, selbst wenn es kein Geld gibt. Arbeit bedeutet, dass sie was zu essen bekommen. Und für Geld tun die Leute fast alles. Ich habe in Tripolis einen Mann mit vernarbten Händen gesehen. Er hat auf einer Baustelle mit bloßen Händen Beton gemischt, die waren völlig verätzt.

Jürgen Binder, Polizist: Ich befrage seit 2011 für die Grenzschutzagentur Frontex Migranten, die von Libyen nach Italien kommen. Viele haben mit von den Asma Boys erzählt, so werden junge Libyer genannt, die sich irgendeine Uniform anziehen und auf die Jagd nach Migranten gehen. Wenn sie einen fangen, bringen sie ihn zu einem Netzwerk aus Schmugglern und Gefängnisbetreibern. Wedlich von Tripolis, wo zurzeit die meisten Boote ablegen, herrscht Anarchie. Viele Libyer tragen Waffen. Sie halten dir eine Waffe vor, und dann bist du geliefert.

Othman Belbeisi, IOM: Dass Menschenhandel in Libyen ein Riesengeschäft ist, weißt man seit Langem. Aber dass Migranten versklavt werden, das hat im letzten Jahr zugenommen. Etwa ein Zehntel der Migranten, mit denen wir in Libyen zu tun haben, wurde als Sklave verkauft. Vor allem Männer, aber auch Frauen und Minderjährige.

Areej Zindler, Psychiaterin: Ich bin Kinder- und Jugendpsychiaterin und leite die Trauma-Ambulanz für minderjährige Flüchtlinge in Hamburg. In den letzten Jahren habe ich gut hundert Jugendliche therapiert, die über Libyen geflohen sind. Wer es bis Libyen ohne Traumatisierung schafft, der bekommt sie spätestens dort. Patienten haben mir erzählt, dass nach der Ankunft in Libyen eine Art Musterung erfolge. Da werden jene Flüchtlinge herausgepickt, die stark genug sind, um auf dem Bau oder auf dem Feld zu arbeiten. Geld bekommen sie nicht. Sie sind Sklaven. Wer sich weigert, wird misshandelt und erniedrigt.

Heidi Anguria, Krankenschwester: Auf dem Rettungsschiff, wo ich für Ärzte ohne Grenzen arbeite, sehen wir oft schwarzbläuliche Male rund um Hand- oder Fußgelenke. Die Menschen erzählen uns, dass sie mit Kabeln gefesselt und geschlagen wurden, auf den Rücken, die Beine, die Füße. Eigentlich wird überallhin geschlagen. Ein Mann sagte, ihm seien auf offener Straße mehrere Männer in den Genitalbereich gesprungen. Seitdem habe er Blut im Urin. Andere erzählen, dass sie von Milizen gezwungen wurden, ihre Familie anzurufen, und dann während des Telefonats gefoltert wurden. Die Verwandten, die die Schreie mithörten, wurden dann aufgefordert, Geld zu überweisen, damit die Angehörigen freikommen.

Anja Batrice, Ärztin: Ein Patient erzählte, dass die Misshandlungen mit dem Handy gefilmt und an die Verwandten geschickt wurden, um Geld zu erpressen.

Jürgen Binder, Polizist: Das Geld überweisen die Familien in der Regel über ein perfekt organisiertes informelles Transfersystem namens Hawala, also über Mittelsmänner, die weltweit per SMS kommunizieren. Wenn es in der Familie niemanden gibt, der Geld



schieken kann, dann müssen die Gefangenen wieder arbeiten, um irgendwann freizukommen.

Libyen: Flüchtlinge im Lager Garabuli (oben). Frauen im Lager Surman, die gerade verkauft wurden (unten)

Lamin, Asylbewerber: Die Männer, die dich ins Lager stecken, besitzen dich. Sie kassieren das Geld. Das wenige Geld, das ich selbst verdient habe, wollte ich für einen Platz in einem Schlauchboot sparen. Aber du kannst nicht sparen in Libyen. Sobald du auf die Straße gehst, wirst du von Polizisten ausgeraubt. Sie kennen alle Verstecke. Du kannst dir das Geld in die Unterhose stecken, du kannst es dir in den Arsch schieben. Sie werden es finden.

Areej Zindler, Psychiaterin: Für manche meiner somalischen Patienten ist die arabische Sprache bis heute ein Trigger. Weil die Peiniger, für die sie in Libyen schufteten, arabisch sprachen. Dann sitzen diese Jungs hier in Deutschland in der Vorbereitungsklasse zusammen mit anderen jugendlichen Flüchtlingen, mit Ägyptern, Syrern, Irakern. Und sobald die anderen arabisch reden, ticken sie aus. Und keiner ahnt, warum. Sie haben Flashbacks, atmen schneller, sie dissoziieren. Das bedeutet: In manchen Unterkünften leben mehr als 2000 Menschen, manche unter freiem Himmel. Es gibt dort ein- bis zweimal am Tag etwas zu essen, es gibt sanitäre Anlagen. Aber nach allem, was wir wissen, sind die äußerst rudimentär.

Heidi Anguria, Krankenschwester: Wenn die Menschen es schaffen, sich durch Arbeit freizukaufen, und einen Platz in einem Boot nach Europa bekommen, hört das Drama oft nicht auf. Flüchtlinge haben uns berichtet, dass dann die libysche Küstenwache das Boot in Beschlag nimmt und erst freigibt, wenn die Leute zahlen. Wer kein Geld hat, wird als Festland zurückgeschickt, in ein Lager. Das ist ein ewiger Kreislauf aus Erpressung und Kidnapping. Und die Berichte klingen, als verdiente die Küstenwache mit.

Anton Shakouri, Flüchtlingshelfer: Das Migrantenbusiness ist das Geschäft, mit dem man in Li-

HINTER DER GESCHICHTE

Die Recherche: Die Berichte wurden 2016 und 2017 aufgezogen, in Hamburg, Tunis, Catania, Syrakus, auf dem Mittelmeer sowie am Telefon. Die Zitate von Othman Belbeisi stammen aus einem offiziellen Video der IOM. Lamin möchte seinen Nachnamen nicht preisgeben.

Der Hintergrund: Laut den UN legen etwa 90 Prozent der Bootsflüchtlinge, die nach Europa kommen, in Libyen ab: rund 300 000 leben dort in humanitären Notlagen. Anfang 2017 schloss Italien ein Abkommen mit der libyschen Einheitsregierung; die EU rüstet die libysche Küstenwache aus. Libyen soll Flüchtlinge aufnehmen, wie zu Zeiten des Diktators Muammar al-Gaddafi, der dafür Milliarden bekam.

ben am schnellsten Geld verdienen kann. Fast alle hätten da zumindest über ein paar Ecken mit dem. Der Bauunternehmer, der Arbeitskräfte sucht, hat einen Freund oder Verwandten, der Geschäfte mit Flüchtlingen macht – und so schließt sich der Kreis.

Othman Belbeisi, IOM: Wir versuchen die Zwangsarbeit zu bekämpfen. Aber die Schmuggler und ihre Handlanger sind mächtig und einflussreich. Sie haben ihr Netzwerk im ganzen Land.

Lamin, Asylbewerber: Sie haben uns vor den Toren von Tripolis in ein Haus gesperrt, ohne Fenster. Es gab nur eine Toilette für mehr als 200 Menschen. Es hat bestialisch gestunken.

Jürgen Binder, Polizist: Viele Migranten sagen, sie hätten in Libyen in Gefängnissen oder Lagern gelebt. Das heißt nicht unbedingt, dass sie in einem offiziellen Lager waren. Viele meinen damit einfach den Keller oder die Lagerhalle, in der die Schlepper sie festhielten. In manchen Unterkünften leben mehr als 2000 Menschen, manche unter freiem Himmel. Es gibt dort ein- bis zweimal am Tag etwas zu essen, es gibt sanitäre Anlagen. Aber nach allem, was wir wissen, sind die äußerst rudimentär.

Heidi Anguria, Krankenschwester: Was wir an Bord häufig sehen, sind Hauterkrankungen wie die Krätze. Nicht nur an den Händen, sondern am ganzen Körper, im Genitalbereich, zum Teil sehr infiziert, das heißt, dass die Stellen sich neu infizieren und dann aufbrechen. Die Leute sagen, dass sie dicht gedrängt auf engem Raum lebten, dass es zu wenig Wasser gab. Einige erzählten, die Wachen hätten ihnen Wasser gebracht, wenn sie durstig waren. Aber kein Trinkwasser, sondern Salzwasser, um sie zu demütigen.

Areej Zindler, Psychiaterin: Viele meiner Patienten träumen nachts von Libyen, von den Häusern, in denen sie eingesperrt waren: dunkle Räume, in denen es nach Urin stinkt, nach Fäkalien und Schweiß. Kürzlich haben Beamte des Auswärtigen Amts die Zustände in den libyschen Lagern mit denen in den Konzentrationslagern der Nazis verglichen. Vor dem Hintergrund dessen, was mit meinen Patienten erzählt, kann ich sagen: Es stimmt.

Samir Haddadin, Flüchtlingshelferwerk der Vereinten Nationen (UNHCR): Es gibt in Libyen gut 30 offizielle Lager. Zu einigen haben wir Zugang. Wir versuchen die Hygienestandards und die Versorgung mit Nahrungsmitteln zu verbessern, es gibt von staatlicher Seite kaum Geld für die Lager. Es gibt ja keine stabile Regierung, keine Sicherheit, es herrscht Krieg. Das Land leidet unter der politischen Spaltung, es gibt unzählige Milizen, die einander bekämpfen. Das Gesundheitssystem ist kollabiert, die Stromversorgung auch. Stellen Sie sich vor, Sie sind in so einem Land ein Ausländer ohne Papiere. Diese Menschen brauchen humanitäre Hilfe, sie sind schutzlos.

Anton Shakouri, Flüchtlingshelfer: Der Wachmann eines besonders berüchtigten Lagers, das ich besucht habe, sagte zu mir, er könne mir eine Frau besorgen. Ich könnte sie umsonst haben. So etwas passiert einem als Mann häufig in Libyen. In Tripolis habe ich mal ein paar eritreische Frauen angesprochen, ich wollte mich nur mit ihnen unterhalten. Sie dachten sofort, ich wolle Sex. Man muss dort nur an die nächste Straßenecke gehen und sagen: Besorg mir eine libysche Eritreerin – und dann bringt dir jemand eine ins Auto. Die Freier sind Libyer, aber auch Landleute.

Areej Zindler, Psychiaterin: Über sexuelle Gewalt sprechen die wenigsten meiner Patienten. Aber man erahnt am Umgang mit ihrem Körper, dass da etwas passiert sein muss. Es ist ein schwieriges Thema, ich gehe davon aus, dass viele Patientinnen sexuelle Gewalt erfahren haben und dass es da auch um geschäftsmäßige Prostitution ging. Einige sind schwanger, wenn sie hier ankommen. Wenn ich sie nach dem Vater frage, sagen sie immer: Er ist tot.

Heidi Anguria, Krankenschwester: Bei unserer letzten Rettung haben wir 30 Frauen geborgen, davon zehn schwangere. Viele sind wortkarg, einige aber wollen reden. Sie erzählen, dass sie als Prostituierte verkauft wurden. Oder dass sie wahllos vergewaltigt wurden, oft vom Lagerpersonal. Einige mussten zuschauen, wie andere vergewaltigt wurden. Wir hatten an Bord auch Männer mit solchen Erfahrungen.

Jürgen Binder, Polizist: Das Thema Prostitution ist mit der Fahrt übers Mittelmeer nicht zu Ende. Aus Nigeria kommen viele junge Frauen, die gezielt als Prostituierte nach Europa verkauft werden, sie werden regelrecht bestellt. Sie reisen in Gruppen, und da ist immer eine ältere Madame dabei, meist so um die 50 oder 60 Jahre alt. Sie sorgt dafür, dass keines der Mädchen mit uns spricht. Falls eine der Jüngeren doch den Mund aufmacht, wird sie von der Alten mit einem strengen Blick bestraft. Bei Verdacht leiten wir unsere Informationen an die italienische Polizei und an Europol weiter, damit sie die Mädchen von ihrer Aufpasserin trennen und ermitteln können.

Areej Zindler, Psychiaterin: Wir müssen davon ausgehen, dass die Mehrzahl der Menschen, die über Libyen fliehen, eine Traumafolgestörung hat. Was sie dort erleben, ist keine Naturkatastrophe, kein Tsunami oder Hurrikan. Es ist die systematische Erwartung von Menschen durch andere Menschen – die schlimmstmögliche Form der Traumatisierung. Menschen, die so etwas durchgemacht haben, stehen oft unter enormer Anspannung, bestimmte Teile ihres Gehirns sind dauerhaft auf Überlebensmodus geschaltet. Dieser Angstmodus kann lange anhalten, mißtunter ein Leben lang. Die Stresshormone dieser Menschen geraten außer Balance, sie haben erhöhte Cortisol- und Adrenalinwerte, häufig Herz-Kreislauf-Erkrankungen und ein schwächeres Immunsystem. Sie haben eine erhöhte Selbstmordrate, eine erhöhte Diabeterate, eine erhöhte Krebsrate. Sie sterben früher. Das wissen wir aus Statistiken.

Othman Belbeisi, IOM: Es gibt mittlerweile Kampagnen in den Herkunftsländern der Migranten, die über die Zustände in Libyen aufklären. Gerade scheint es, als würden weniger Menschen aufbrechen. Trotzdem wagen immer noch sehr viele den Weg über Libyen. Aufklärung hilft, aber das reicht nicht. Diese Menschen haben einfach nicht sehr viele Optionen. Solange sie ihre Kinder nicht ernähren können, werden sie gezwungen sein, ihr Leben zu riskieren.

Lamin, Asylbewerber: Nach fast einem Jahr in Libyen hatte ich offenbar genug gearbeitet. Ich wurde an einen Strand in der Nähe von Tripolis gefahren und durfte auf ein Schlauchboot. Es war Nacht. Männer mit Gewehren haben uns auf das Boot geprügelt, es war mehr als voll. Die Wellen waren ziemlich hoch. Aber es kam mir nicht gefährlich vor, aufs Meer zu fahren. Es war wie eine Befreiung. Auf dem Meer zu sein heißt: nicht mehr in Libyen sein.

www.zeit.de/audio